

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 36 (1960-1961)
Heft: 11

Artikel: Azteken und Maya leben noch
Autor: Leuenberger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



AZTEKEN und MAYA

leben noch

VON HANS LEUENBERGER

Die Ausstellungen altmexikanischer Indianerkunst, die in den letzten Jahren auch in der Schweiz zu sehen waren, wurden überall mit Begeisterung aufgenommen. Unser Mitarbeiter, der Mexiko während zweier Jahre mit seiner Frau in einem als Wohnwagen umgebauten Kleinbus bereist hat, wurde stärker als von den Tempelruinen und Kunstwerken von den heute noch lebenden Indianern beeindruckt.

F. H.

◀ Tula oder Tollan, Kultstätte der Tolteken

Meine erste Begegnung mit Indianern erfolgte 22 Jahre vor meinem Aufenthalt in Mexiko. Ich hatte damals mein Zelt im Gebiet der Apachen im nordamerikanischen Staat New Mexiko an einem einsamen Hang aufgestellt und wollte mich gerade zur Ruhe legen, als ein Stimmengewirr mich bewog aus dem Zelt zu treten. Vor mir standen einige Apachen. Blau-schwarzes Haar rahmte strenge kupferne Gesichter ein und fiel, obwohl geknotet, bis auf die Schultern der Männer.

«Scher dich weg, weißer Mann!» herrschte mich einer an, bevor ich nur zu grüßen vermochte.

Ich war erschüttert und sagte nichts.

«Dies ist unsere „Reservation“. Man hat uns hier zusammengepfercht und uns das beste Weideland gestohlen. Laßt uns wenigstens hier unbehelligt verkommen!» warf ein anderer ein. «Geld! gib uns Geld und du kannst die Nacht hier verbringen. Aber wir wollen Geld sehen. Ihr Weißen denkt auch nur an Geld. Und wir sind einverstanden. Geld!»

Ich sagte – und ich gestehe, heute kommt mir das, wenn ich daran zurück denke, reichlich naiv vor, ich sagte: «Als Bub habe ich die Bücher über die Taten Eurer Vorfahren verschlungen und Euch bewundert. Ich träumte davon, einmal unter Euch zu sein. Und nun ist das also der Empfang!»

Der Jüngste der Apachen erwiederte: «Alles gelogen! Mein Bruder war kürzlich in Hollywood und sollte einen echten Indianer spielen. Man entließ ihn, weil er alles falsch mache, nicht so, wie es in den alten Büchern stehe. Dabei ist das falsch, was dort zusammengeschrieben worden ist.»

Ich packte mein Zelt in den Wagen, grüßte und fuhr in die nächtliche Prärie hinein.

An dieses Erlebnis dachte ich, als ich eine uralte barocke Kirche im mexikanischen Hafen Veracruz betrat. Im kühlen, stillen Halbdunkel stand eine Gruppe kleinwüchsiger Menschen, Männer, Frauen und rundköpfige Kinder, alle barfuß. Einige Körbe und geflochtene Taschen standen zuhauf hart am Kircheneingang. Jetzt knieten sie alle nieder. Tief ergebene bronzenfarbene Gesichter blickten zu einem verblichenen Marienbild auf. Aus glänzenden, schief geschnittenen Augen sah ein kleiner Knirps auf mich – den Fremdling in einer Welt, in der ja auch sie Fremde geworden waren: sie, Indianer vom alten Volk der Totonaken! Damals waren sie für mich noch

einfach Indianer oder Indios, wie man sie im mexikanisch-spanischen Sprachgebrauch nennt. Ich lernte erst mit den Monaten, sie ihrer Sprache oder Stammeszugehörigkeit nach zu unterscheiden. Totonaken! Was bedeutete dies einfache Wort nicht alles für mich, später, als ich die Ruinentempel ihrer Vorfahren, ihre Götterbilder und aus Fels gemeißelte Riesenköpfe gesehen hatte! Wie weich und scheu war das Wesen dieser demütigen Indios in der Barockkirche des emsigen Hafens am Golf von Mexiko. Ich fand ihr verhaltenes, feines Lächeln später wieder auf Plastiken, die heute in Museen hinter Glas stehen, wohl etikettiert und mit dem Begleittext der Archäologen versehen: «Man weiß noch nicht, wie es kam, daß die Totonaken fast ausschließlich lächelnde Masken und Figuren fertigten.» Wie grimmig machten sich die aztekischen Gegenstücke daneben aus, jener Indianer, die die Totonaken unterwarfen und zu Tributleistungen zwangen.

Ich vergaß meine finstern Apachen aus New Mexiko und nahm dies totonakische Lächeln wie eine gütige Offenbarung auf. Jetzt, nach zwei Jahren Indianerland Mexiko weiß ich es, weil ich es erlebt habe: Ernst ist die Grundstimmung der Indianer. Ihr Lächeln gehört mit in eine strenge Disziplin menschlichen Umgangs und wird maßvoll vergeben. Meist ist es Antwort, und nur an Menschen gerichtet, denen sie instinktiv oder auf Grund vorangehender Erfahrung vertrauen. Wie anders ist doch der Mestize, also der spanisch-indianische Mischling: er ist eine lachende Sonne und überschüttet alles und jeden mit Herzlichkeit und Fröhlichkeit.

Malinche

Ernst ist auch die Landschaft Mexikos. Ernst sind die mit stumpfgrünem Regenwald und graugrünen Zedern bedeckten Hänge der Vulkankegel; ernst die fleischigen Riesenagaven, die Säulenakteen und Yuccas und die schlanken rechteckigen, strohgedeckten Hütten aus luftgetrockneten Lehmziegeln, die die Indianer und die sie nachahmenden Mestizen an die Hänge geworfen haben. Sie alle, die dreißig von vierunddreißig Millionen Bewohnern Mexikos, die einfacher nicht leben könnten.

In die Welt dieser Menschen tauchten wir jetzt ein. Kalter Nebel senkte sich über einen flachen, kahlen Kegel am Horizont.

«Malinche» nennen die Mexikaner diesen schneebedeckten Vulkan, halbwegs zwischen der atlantischen Küste und der Hauptstadt des Landes. Malinche nannten die Indianer Hernán Cortés, den Eroberer Mexikos; und ebenso nannten sie jenes Indianermädchen, das ein Häuptling dem Konquistadoren bei seiner Landung in Südmexiko als Sklavin angeboten hatte, und das ihm dann als Dolmetscherin und fähige Diplomatin diente und vielleicht entscheidend für seinen politisch-militärischen Erfolg gewirkt hatte. «Malinche wird einmal wiederkehren und ihren Verrat an den Indios gutmachen», sagte mir später ein Indio mit voller Überzeugung. In Mexiko leben die Geister der Ahnen nicht nur in den Vulkanen.

Wir standen jetzt, vor der ersten Nacht in Mexiko, an einem nebelfeuchten Kaktushang, während die Blitze eines herannahenden Gewitters der Regenzeit durch die Kandelaber baumhoher Euphorbien zuckten. Unsere Absicht war, wenn immer möglich in unserem kleinen Bus zu nächtigen. Und aus alter Erfahrung hatten wir auch auf dieser Reise auf das Mitführen von Waffen verzichtet. Würde man uns Fremdlinge in Ruhe schlafen lassen? Im Dämmerlicht eines versinkenden Tages ging eine in einen graubraunen Poncho eingehüllte Gestalt vorüber, lüftete einen breitrandigen Sombbrero und verneigte sich kaum merklich. Es war ein tlaxaltekerischer Hirtenjunge, der seine Schafe zu einem Kraal am Berghang hinauftrieb, wo sie sicher vor Coyotes – wilden Hunden – nächtigen mochten. Das Kläffen einiger ferner Hirtenhunde war dann alles, was wir vor dem Einschlafen zu hören bekamen. Und so verliefen alle die hundertfünfzig Nächte, die wir in Mexikos Steppen, Halbwüsten, in Urwäldern und im Gebirge im freien Lager verbracht hatten, im Zelt und im Wagen. Nie ist uns das Geringste geschehen. Wohl lasen wir oft in den mexikanischen Zeitungen von Raubmorden, Diebstahl und Entführungen. Doch handelte es sich, wie wir mit der Zeit festzustellen vermochten, meist um vorbereitete Verbrechen. Die Zeiten des mexikanischen Wegelagerers sind vorüber. Sie waren im Verlauf und noch nach der großen Revolution, also vor etwa vier Jahrzehnten auf ihrem Höhepunkt. Die Erinnerung daran lebt natürlich in den Mexikanern und auch in den eingewanderten Europäern und Nordamerikanern weiter. Am gefährlichsten kann dem Fremdling noch am

ehesten die Einmischung in Händel werden. Dort sitzen Dolche und Pistolen immer noch recht locker.

Der ausgepeitschte Heilige

Wir hatten unser Lager in einer Lichtung des hochstämmigen Nadelwaldes aufgeschlagen, der einige hundert erloschene Vulkane im Westen Mexikos bedeckt. Wir blickten in ein nebelfeuchtes Tal, in dem mageres Vieh an hartem Gras zupfte. Weit hinten stieg bläulicher Rauch aus viereckigen Holzhütten, die mit Schindeln bedeckt waren. Ein Buntspecht klopfte auf den hohlen Stamm einer abgestorbenen Zeder. Plötzlich tauchte eine Kolonne Indios auf, die Männer in weiten weißen Baumwollhosen, die Frauen in rot bestickten, weiten, blauen Röcken, die hinten in vielen Falten zusammengerafft waren. Blau glänzende Zöpfe, wie sie nur Indianerfrauen tragen, ergänzten das Bild. Die Kolonne war hierarchisch geordnet – die Männer voran, die Frauen mit Kleinkindern in den kräftigen Armen und dann die größeren Kinder. Frauen und Kinder trugen schwere Lasten, die Männer nichts. So will es indianische Art. Sie blickten alle nicht zu uns hinüber, nicht einmal die Kinder. Auch so will es indianischer Brauch. Jedem das Seine. Und erst Fremde: Die gehen ja eigene Wege, und führen sie durch die Wälder der Tarasken! Wir grüßten hinüber in der Sprache des Landes, die nicht die ihre ist. Kurz grüßten sie zurück und wanderten von dannen, verschwanden im Unterholz des Oyamelwaldes.

Zu diesen Tarasken wollten wir uns begeben, um sie – wie man so sagt – kennen zu lernen. Von den Bewohnern der Städte – Mexikanern und Europäern – konnten wir kaum etwas über die Indianer erfahren. Der Besuch indianischer Gemeinschaft wurde für uns auch deshalb immer ein kleines Abenteuer.

Am folgenden Tag erreichten wir die Ufer eines mit Rohr bestandenen tiefblauen Sees inmitten des Waldes. Auf einem Karrenweg gelangten wir nach Stunden – obwohl wir nur wenige Kilometer zurückzulegen hatten – immer im kleinsten Gang unserer Übersetzung – in ein Taraskendorf, das ausschließlich von Indios bewohnt war. Die Tarasken – man muß es wissen – gehören zu den wenigen Indianer-

stämmen Mexikos, die durch das soldatische Volk der Azteken nie unterworfen worden waren und nur während kurzer Zeit freiwillig Tribute abliefernten, um dieses Herrenvolk in einer Epoche der Bedrohung zu besänftigen. Die Tarasken sprechen eine eigene Sprache, eine der fünfzig Hauptsprachen der mexikanischen Indianerwelt. Wir hielten den ersten Tarasken an, den wir am Wegesrand trafen und fragten nach dem Dorfchef. Und eine Stunde später stand unser Wagen im Innenhof der aus Lehmziegeln errichteten Hütten dieses Mannes. Und einen Tag darauf hatten wir mit ihm und seiner Familie Freundschaft geschlossen. Ich muß allerdings gestehen, daß dies nicht so leicht vonstatten ging, wie es scheint. Zuerst einmal fragte der Chef herum, wer uns aufnehmen könnte. Es meldeten sich einige Familien. Wir versuchten, mit unserem Wagen durch die Tore der großen Lehmhäuser ins Hofinnere zu gelangen. Alle Tore erwiesen sich als zu schmal. So blieb nur das Tor des Chefs, das weiter war als alle übrigen.

Bald schon befanden wir uns auf einer seltsamen Bühne, auf der wir allerdings eher Zuschauer waren. Unser Gastgeber sollte am folgenden Tag ein Familienfest feiern. Laufend erschienen Verwandte und Bekannte und halfen das Fest vorbereiten. Nahrung und Trank – vor allem Pulque, Agavenbier – wurden herbeigeschleppt, Bänke aus roh gezimmertem Holz bereitgestellt. Schon am frühen Vormittag erschienen die Gäste. Die Frauen in ihren wundervollen blauen Trachten, mit breiten Samtgurten und Blumen im blauschwarzen, gezopften Haar, hockten auf große Matten nieder, während die Männer sich in einer anderen Ecke des Hofes auf die Bänke setzten. Während der Tage des Festens gab es kaum Kontakt zwischen den Männern und Frauen. Und beim Abschied drückten die Männer nur dem Hausherrn die Hand, nicht dessen Frau. Und die Frauen verabschiedeten sich mit leichter Verneigung sowohl vom Gastgeber wie von seiner Frau. Der Gastgeber selber, das «Geburtstagskind», nahm an Speise und Trank während der Anwesenheit seiner Gäste nicht teil. So wollte es Tarasken- (und Indianer-) Sitte. Meine Frau dagegen wurde in die Männercke auf einem Stuhl plaziert. Selbstverständlich schien es, daß sie als Fremdling an den Sitten der Gemeinschaft nicht teilzunehmen hatte. Das Taktgefühl der Indios hat uns immer wieder erstaunt. Sie nehmen keineswegs

an, daß wir Fremde uns in ihre Bräuche einzufügen haben!

Wir fragten, ob es nicht möglich wäre, daß wir einige der bekannten, wundervollen Taraskenlieder zu hören bekämen. Sofort erhoben sich zwei der Männer, lehnten gegen einen Pfeiler des Hofes und fingen mit Falsettstimme an zu singen. Weich und einschmeichelnd war der Gesang in der vokalreichen, klangvollen Taraskensprache: Sie sangen vom Tod, der auch bei Festen mitmache und dem man auch auf dem schnellsten Pferd nicht zu entfliehen vermöge. Und dann setzten wir uns zusammen, und ich notierte mir taraskische Sätze, die wir auswendig lernen wollten, um sie anzuwenden. «Ni pa ya» heißt: «Ich gehe jetzt». Man geht nicht, ohne etwas zu sagen – wohl wie bei uns «Na re rauskus kumba» heißt «Guten Morgen Pate» (und von Paten wimmelt es bei Indianern). «Cho» heißt «ja» und «no» «nein». Das Nein mußte vom Spanischen geborgt werden, da ein Taraske ein so hartes Wort wie ein «Nein» ganz einfach nicht ausspricht und daher nicht braucht. Man sagt auch nicht: «Wir wollen uns um acht Uhr treffen», wohl aber «Wir werden uns sehen, wenn es dunkel wird.» Ganz dunkel ist es aber nicht vor zehn Uhr nachts. Dafür gibt es ein besonderes Wort. Man ist genau in Dingen, die die Umwelt betreffen. Und in dieser Umwelt gehen die Indios so sehr auf, daß alles, was sich außerhalb abspielt, für sie bedeutungslos ist. In früheren Zeiten regelten noch unzählige Götter – etwa der Regengott, der Sonnengott und die Göttin der Erde – den indianischen Alltag. Man konnte sie bestenfalls durch Opfergaben oder auch durch ehrende Tänze gut zu stimmen suchen. Überreste solcher Verehrung finden sich heute noch. So reden die heutigen Azteken von der Sonne nur in der Höflichkeitsform, als von «Ihrer Majestät Sonne». Die Spanier hatten wohl die Indios zum Christentum bekehrt und an die Stelle ihrer Götter Heilige gesetzt. Wir hatten in diesem Zusammenhang ein seltsames Erlebnis: Der Beginn der Regenzeit ließ lange auf sich warten. Die Felder waren staubtrocken. Die Indios hatten in ihrer Kirche vor dem Heiligen, der den früheren Regengott Tlaloc abgelöst hatte, gebetet und auch zu seinen Ehren vor der Kirche stundenlang getanzt. Als es immer noch nicht regnen wollte, holten die Indios die Statue des verantwortlichen Heiligen aus der Kirche, stellten sie auf den trockenen Acker und... peitschten sie aus.

Der Kampf um den Boden

Schwerwiegender als gelegentlich verspätet einsetzende Regenfälle, war und ist für die Indianer der Umstand, daß die Bevölkerung Mexikos – vor allem die indianisch-spanischen Mischlinge (Mestizen) – sich äußerst rasch vermehrt. Der Landhunger ist groß. Und die Mestizen besetzen kurzerhand Boden, der von jeher Indianern gehört hatte. Deren Proteste bei der Regierung sind meist erfolglos, und das führt oft zur Selbsthilfe.

Unser taraskischer Gastgeber wußte uns darüber aus eigener Erfahrung manches zu erzählen. Doch tat er das erst, als er eines Tages erregt meldete, daß ein Mestize ihn weit draußen auf seinem Feld, wo er Mais erntete, angegeschossen habe. Er zeigte uns den Durchschuß – in Form eines Loches in seinem Hemd, auf der Höhe seines Herzens. Zum Glück war der Schuß diesmal noch an seinem Körper vorbeigegangen. Indianer dürfen keine Feuerwaffen besitzen. Der Gouverneur des Bundesstaates von Michoacan, dem die Tarasken unterstehen, erlaubte unserem indianischen Freund auf sein Begehr hin, das Tragen einer Pistole. Schon kurz darauf legte er ein schweres, mit Silber beschlagenes Schießeisen vor uns auf den Tisch. Trotzdem aber ordnete er an, daß Tag und Nacht, jede Stunde einer seiner Leute in seinem Haus vorsprach und sich bei seiner Frau und seinen Söhnen und Töchtern meldete, wenn er selber abwesend war. Er fühlte sich auch für uns, seine Gäste, verantwortlich, um so mehr, als wir jetzt wirklich ausnahmsweise mit ihm und seiner Familie in Gefahr schwebten. «Wir haben noch allerlei alte Blutrechnungen mit den Mestizen zu begleichen – und sie mit uns», verriet uns der Chef. «Noch unter dem Präsidenten und General Cardenas, der die Enteignung des Großgrundbesitzes und die Agrarreform durchführte, besetzten Mestizen einen Teil unseres Landes. Sie behaupteten, wir Indianer kennen nur den Gemeinbesitz am Boden, und unsere Gemeinschaft besitze zu viel davon. Wir müßten einen Teil abtreten, wie die Großgrundbesitzer. Dabei hat bei uns ein jeder seinen ihm allein gehörigen Acker. Allen gemeinsam gehört nur das Weideland am Patzcuaro-See (wir würden sagen, die Allmend). Als die Mestizen nicht abziehen wollten, griffen wir zu unseren Buschmessern und lieferten ihnen eine Schlacht, in der es uns gelang, alles von ihnen

besetzte Land zurückzugewinnen. Seither läßt man uns in Ruhe.»

Unter Azteken

Nicht leicht wäre es, von den Nachkommen der Azteken menschliche Werte zu übernehmen. Ihre unzähligen Gemeinschaften quer durch Mexiko hindurch sind strenger im Wesen und Ausdruck als die der anderen indianischen Gruppen. Ihre Grundhaltung dem Außenstehenden gegenüber ist meist schroff abweisend oder bestenfalls wohlwollend höflich. Wir hatten immer erst eine unüberwindlich scheinende Wand zu durchstoßen, bevor wir ein wenig das Gefühl hatten, aufgenommen worden zu sein. Wir suchten einsame Aztekendorfer hoch oben am Kragen des Vulkans Popocatépetl auf und lernten erst einmal diesen aztekischen Bergnamen richtig aussprechen: Das Schluß-L ist ein typisch aztekischer Laut, der dadurch entsteht, daß die Zungenspitze den Gaumen hinten leicht berührt, während das L gesprochen wird. Unzählige aztekische Wörter haben diese sonderbare Endung. Doch fehlen dem Aztekischen die Laute B, D, F, G, R, S. Das häufige X wird als «Sch» gesprochen.

Wir fanden Nachkommen der Azteken – und natürlich solcher von ihnen beherrschter Stämme, die ihre Sprache übernommen hatten – vom Hochland Zentralmexikos bis zur nordöstlichen und südöstlichen Küste des Golfs von Mexiko und hinunter bis nach Guatemala. Sie sprechen als Zeugen von der Ausdehnung des großen Reichs der Azteken, das halb so groß war wie das heutige Mexiko, also 25 mal so groß wie die Schweiz. Es fiel beim ersten Ansturm der Spanier in sich zusammen, weil es aus locker verbundenen Gemeinschaften bestand, die als solche aber heute alle noch weiterbestehen!

Das theokratische – also durch einen Priesterkaiser gelenkte – Aztekenreich war eine Art Rom, ein Soldatenstaat, oder ähnlich wie das Tibet der soldatischen Lama. Wir entdeckten immer wieder bei den Nachkommen dieser alten Azteken jene soldatische Strenge, die ihnen eigen war. So konnten wir erleben, daß ein sechsjähriger Junge mit einer schweren Last stundenweit nach Hause kam und dem Vater entgegentrat, um ihn zu umarmen. Der Vater rückte ihn streng von sich ab; und der Bub stand demütig in einem Meter Abstand vor

ihm, berichtete über seine Arbeit und nahm ein kurzes Lob entgegen. Ich dachte oft an Sparta.

Manchmal wanderten wir noch spät, gegen Mitternacht, durch aztekische Dörfer und sahen mit Erstaunen, wie sieben- bis vierzehnjährige Mädchen in den Höfen zwischen den Hütten am Boden knieten und Maiskörner auf der «Metate», einem leicht ausgehöhlten Stein, zerrieben – eine der mühseligsten Arbeiten im Haushalt. Und wenn wir vor Sonnenaufgang, um vier oder fünf in der Frühe, durch ein Aztekendorf gingen, sahen wir dieselben Mädchen schon wieder bei der Arbeit. Sie wischten mit großen Besen den hart gestampften Lehm Boden der Höfe.

Und wenn wir bei Azteken eingeladen wurden, hielten selbst die kleinsten Kinder sich im Hintergrund. Nie hätten sie, ohne durch Erwachsene aufgefordert zu werden, auch nur ein Wort geäußert, eine Frage gestellt oder gar dazwischengeredet. Welch ein Gegensatz zu den Mestizenkindern! Unter Mestizen kamen wir kaum dazu, im Lärm der Kinder auch nur einige zusammenhängende Sätze zu sagen. Während die Indianer aufmerksam zuhörten, wenn wir sie etwas fragten, ließen die Mestizen sich ständig durch ihre Kinder ablenken.

Die Erziehung zur Selbstbeherrschung geht bei den Azteken so weit, daß die Kinder sie auch von ihren Eltern erwarten. Ein Gedicht, das ich einmal hörte und übersetzen ließ, mag dies unterstreichen:

*Nonantzin ihcuac nimiquiz
Motlecuilpan xinechtoca;
Ihcucac tiaz titlaxcalchihua
Ompa nopama xichoca.
usw.*

übersetzt:

*Mütterchen, wenn ich sterbe,
Begrabe mich in der Nähe deines Herdes;
Und wenn du deine Tortillas (Maisfladen)
machst,
Dort, weine für mich.*

*Wenn jemand dich fragen sollte,
Mutter mein: «Warum weinst du?»
Antworte ihm: das Brennholz ist sehr grün
und bringt mich zum Weinen
Durch so viel Rauch.*

So also spricht ein Aztekensohn zu seiner Mutter, von der er erwartet, daß sie sich in ihrem

größten Schmerz zu beherrschen weiß und ihn vor allem nach außen hin nicht sichtbar werden läßt.

Wie abweisend und verschlossen aztekische Gemeinschaften sein können, fanden wir heraus, als wir in dem kleinen Provinzstädtchen Cuautla, am Südhang der großen Vulkankette, längere Zeit lebten. Nur einige Kilometer vor diesem Städtchen liegt das große Aztekendorf Tetelcingo. Eine breite, schnurgerade geteerte Autostraße durchschneidet dieses Dorf in seiner Mitte. Im Gegensatz zu den schreiend farbigen, mit Plakaten beklebten Häuserwänden der Mestizenorte sind die Hütten aus Lehmziegeln in Tetelcingo unsichtbar hinter dichten Fruchtbäumen gelegen. Selbst aus der Luft sieht man nur in der Ebene einen grünen Fleck dunkelgrüner Bäume und keine Häuser. So wissen die Indianer ihre mit Lehmmauern umgebenen Höfe zu verstecken. Obwohl Tausende von Mexikanern und Fremden aus der Hauptstadt diese Autostraße benutzen, weiß kaum einer, daß er ein Aztekendorf durchfahren hat. Wenn wir ihnen davon erzählten, schauten sie uns ungläubig an. Dabei zählt Tetelcingo zweitausend Seelen! Wenn man nicht zu schnell fährt, mag man dann und wann eine schlanke, nur etwa eineinhalb Meter hoch gewachsene barfüßige Frau am Straßenrand sehen. Und wenn man näher zusieht, wird man feststellen, daß diese Frau die Tracht trägt, die die Azteken bei Ankunft der Spanier trugen – einen einfachen blauen Wickelrock, der bis an die Fußsohlen reicht, und ein quadratisches gleichfarbiges Tuch mit einem Schlitz in der Mitte, durch den der Kopf so gesteckt wird, daß das Tuch in zwei Dreiecken vorn und hinten niederfällt. Ein bis an die Hüftlinie reichender schwerer, blauschwarzer Zopf ergänzt als Wahrzeichen der Indianerin das Bild. Unter ihrem Überwurf mag sie auf der nicht weiter bedeckten Hüfte ein Baby tragen, das seine Anwesenheit nur durch die nackten Beinchen verrät. Oder ein schon größeres Kind geht in drei Schritten Abstand genau hinter seiner Mutter her. Wir mögen der Frau und dem Kind dann im Markt von Cuautla begegnen.

Während die Kinder der Mestizen tun und lassen dürfen, was ihnen paßt, wird die Aztekemutter ihr Kind immer sofort zurechtweisen, wenn es unnötigerweise stehen bleibt oder sogar etwas berühren will, was andern gehört oder feilgeboten wird. Einige der Aztekinnen

verkaufen auf diesem Markt gelegentlich Tomaten oder Maiskolben. Sie hocken irgendwo hart an einer Mauer oder in den Gängen zwischen den Ständen am Boden. Die Mestizen-

Marktfrauen würden sie nie in ihre Gemeinschaft aufnehmen oder ihnen gestatten, einen eigenen, wenn auch bescheidenen Stand aufzustellen. Sie sind – die Indianerinnen – Fremde

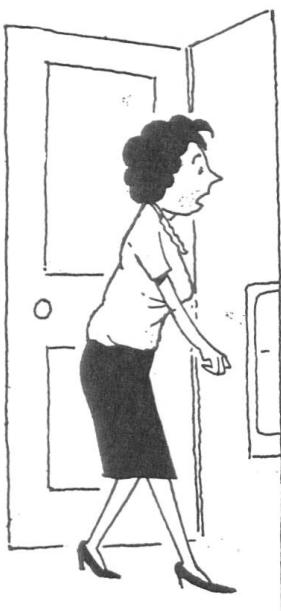
Der kleine Familienfilm



Ich kann einfach nicht begreifen, woher Frau Brunner die Zeit nimmt, um immer in diesen Tea-Rooms herumzusitzen.

Hat die denn gar nichts Gescheiteres zu tun?

Und dabei ist doch dieses süsse Zeug gar nicht gesund.



Sie erzählte mir selber, dass sie in den letzten drei Monaten wieder vier Kilo zugenommen hat.

(der Mann fragt)
Wann erzählte sie dir das?

Eben jetzt beim Tee in dieser Conditorei.



im einst weiten Reich ihrer Vorfahren geworden.

Wir haben fast ein Jahr gebraucht, bevor wir in Tetelcingo ein wenig aufgenommen wurden. Unzählige Male hatten wir das Dorf durchwandert. Scheu verschwanden Frauen und Kinder, und mißtrauisch traten die Männer zur Seite. Wir wurden durchgelassen, nicht aber aufgenommen. Nicht nur die Autostraße durchschneidet Tetelcingo. Auch die schnaubenden Lokomotiven der uralten Schmalspurbahn, die sich am Vulkan nach Mexiko-City hinaufwindet, rollen längs durch das große Dorf. Bahn und Auto gehören nicht zur Welt der Dorfbewohner. Auch sie werden ganz einfach – durchgelassen.

Der revolutionären Regierung der dreißiger Jahre war Tetelcingo ein Dorn im Auge. Die Azteken wollten nichts von der Agrarreform wissen und blieben stumm und krallten sich an die Erde ihrer Väter fest. Heute aber droht ihnen eine Gefahr, die vermutlich in einigen Jahren zum Untergang von Tetelcingo führen wird: Ein Bodenspekulant hat es verstanden, sich Ländereien hart am Rande der Azteken-gemeinschaft zu erstehen. Er hat sofort ein Netz von Asphaltstraßen gebaut, an denen Leute aus der Hauptstadt Ferienhäuser errichten werden. Nackte langstielige Straßenlam-pen beleuchten bereits nachts die gespensti-schen Straßenzüge ohne Häuser und werfen tiefe Schatten hinter den zerfallenden Bau ei-ner Jahrhunderte alten spanischen Kolonial-kirche und einer alten Karawanserei, in der früher die Postkutschen der Spanier über Nacht blieben. Die Männer aus Tetelcingo ha-ven bei den Arbeiten im Straßenbau zusätz-lichen Verdienst gefunden, den sie natürlich nicht ungenutzt ließen. Sie wissen aber nur zu gut, daß sie damit helfen, das Grab ihres Te-telcingo zu schaufeln.

Ich besuchte die kleine Schule, die die Re-gierung in Tetelcingo unterhält, in einigen zer-fallenden Gebäuden, die vor langen Jahren im Zeichen des sogenannten Progressismus ent-standen und die bis vor kurzem nie benützt worden waren, weil die Lehrer fehlten. Ich fragte eines der Aztekenmädchen, ob es nicht «Guten Tag» in seiner aztekischen Sprache an die Tafel schreiben wolle. Überrascht erhab es sich und schritt zur Tafel, als der Lehrer – ein Mestize – erregt auffuhr und sagte: «Hier wird nur Spanisch gesprochen. Aztekisch ist verboten!» Er ist voll überzeugt von seiner

Aufgabe: daran zu arbeiten, daß die Indianer «integriert» werden, eingebaut werden in eine Art Einheitsmexikaner, der besser in ein tech-nisiertes Zeitalter passe als rückständige Indianer. In der Schule ist auch die indianische Tracht verboten. Die Kinder tragen «west-liche» Kleidung – nicht aber, wenn sie wieder in ihren Hütten bei ihren Eltern sind. Dort wechseln die meisten ihre Kleidung, wie lange wohl noch?

Wir stießen allerdings auf andere Indianer-schulen, vor allem im fernen Süden Mexikos, wo in größeren Indianergemeinschaften die Indianersprachen nicht unterdrückbar sind. Die Indios – versuchte die Regierung das, was ihnen in Tetelcingo zu gelingen scheint – wür-den die Schulen ganz einfach nicht benützen.

Wie vor Tausenden von Jahren

Ein großes, altes Volk, das sich ebenfalls an seine engere Heimat klammert, sind die Maya, die Nachfahren eines der kulturell führenden Indianervölker im mittleren Amerika, das noch zwei Millionen Seelen in Südostmexiko und dem westlichen Zentralamerika zählt.

Lange hatte man uns in der Hauptstadt Mexikos bedeutet, daß es uns nicht gelingen werde, in unserem Wagen bis nach Yukatan, dem Zentrum der Maya, zu gelangen. Nun, wir entschlossen uns einfach, es zu versuchen, und, falls dies nötig würde, den Rest der Reise eben mit anderen Verkehrsmitteln durchzu-führen. Es war dann wirklich nicht leicht. Wir mußten mit sechs zum Teil gefährlichen Fäh-ren über Lagunen und Ströme gelangen, bis wir endlich in die trockenen Buschwälder des yukatekischen Kalkplateaus gelangten. Zwei volle Wochen waren wir so unterwegs, bevor wir die erste der Ruinenstätten der alten Ma-ya, Uxmal, erreichten. Nachdem wir dies ein-zigartige Erlebnis in uns aufgenommen hatten, kam uns der Wunsch an, mitten in die Welt der Nachfahren der alten Maya hineinzugelangen. Im Herzen der Halbinsel Yukatan fanden wir ein großes Mayeldorf, in dem nur wenige Me-stizzen sich niedergelassen hatten und das noch den Alltag der Maya lebte. Unser Aufenthalt unter diesen Menschen gehört zum Schönsten, was uns Mexiko zu bieten hatte.

Als vor fünfzig Jahren die mexikanische Re-volution ausbrach, erhoben sich auch die Maya-Indios auf der Halbinsel Yukatan. Sie lieferten den Truppen, die die Großgrundbe-

sitzer schützten, blutige Schlachten. Und dieser Aufstand ist es, der in vielen Mexikanern Nordmexikos das Bild «wilder Indios» in der Erinnerung wach hielt. Solche Mexikaner warnten uns vor den Gefahren, die uns unter diesen Menschen erwarteten. Um so mehr waren wir überrascht, als wir in diesen Maya hochgebildete, feinfühlige und höfliche Menschen kennen lernten, die uns sofort in ihre Mitte aufnahmen. Wie verschieden waren sie doch etwa von den Azteken oder von jenen wirklich «wild» aussehenden Indianern in der Sierra Nordwestmexikos, deren Mißtrauen allem Fremden gegenüber wir nie recht zu zerstreuen vermocht hatten!

Auf Anfrage hin hatten wir von einem Einheimischen die Erlaubnis erhalten, unseren Wohnwagen in einen Palmen- und Orangen-garten zu stellen. Wir wanderten in der weichen Abendbrise dem Hauptplatz des Ortes zu und trafen auf dem Weg auf Hunderte von Maya. Es war Feiertag, und ein Ball war auf dem Hauptplatz vorgesehen. Noch nie hatten wir so viel Goldschmuck um den Nacken und die Handgelenke von Frauen gesehen. Wir konnten uns das Erstaunen der Konquistadoren jetzt vorstellen, die überschwängliche Berichte über das Goldland Mexiko in ihre Heimat sandten! Kaum eine, der in weiße, bis zu den Fußknöcheln reichende, am Rande bestickte Gewänder gekleideten Frauen, hatte nicht eine schwere goldene Kette um ihren Hals getragen, die bei uns vielleicht 500 bis 1000 Franken kosten würde, wenn nicht mehr. Diese Frauen mit edlen, wenn auch breiten, bei-nahe schlitzäugigen Gesichtern, atmeten eine Anmut, wie sie nur uralte Überlieferung vermittelt haben konnte. Aufrecht, mit lässigem Gang, strebten sie dem Dorfzentrum zu. Und dort hatte ein Orchester schon Platz genommen. Jünglinge und Männer in schneeweissen Gewändern standen herum, während die Mädchen und Frauen auf Sesseln Platz genommen hatten. Es ging zu wie an einem unserer gut organisierten Bälle, nur daß die meisten Frauen eben die Mayatracht trugen und die Männer die Festtracht ihres Volkes. Man hörte fast nur die Mayasprache, die mich in ihren kurzen Silben und ihrem Klang stark an die Sprache der Annamiten in Indochina erinnerte. Übrigens stellte ich seltsame Parallelen im Sprachlichen zwischen asiatischen und Indiansprachen fest. Je nach der Gegend konnte ich, allerdings als Laie, klangliche Überein-

stimmungen mit allen Sprachen der asiatischen Gebiete zwischen Hinterindien und Japan feststellen, vom Malayischen, Burmesischen, Annamitischen über das Chinesische, Koreanische zum Japanischen und zu den altai-asiatischen Sprachen. Dies sprachliche Erlebnis gehörte für mich zu den großen Überraschungen meines mexikanischen Erlebnisses. Wir werden es den Etymologen überlassen müssen, die tieferen Zusammenhänge auszukundschaften – wenn es dafür nicht vielleicht doch bald zu spät sein wird.

Der Ablauf des Balls gab Anlaß zu allerlei Beobachtungen: Wenn die Tanzmusik einsetzte, so formten sich die Paare nur ganz langsam. Nie hätten zwei Paare einander beim Tanze berührt! Das ist sehr indianisch. Die Azteken haben heute als Gruß noch das leichte Berühren der Fingerspitzen. Ein «starker Händedruck» wird als ein unerhörter Eingriff in die persönliche Sphäre des Nächsten empfunden, beinahe als eine Form der Besitznahme. Zwischen den Paaren blieb also immer genug Zwischenraum. Wenn der Tanzplatz im indianischen Sinn besetzt war, versuchte kein Paar mehr, sich noch hineinzudrängen. Die Tanzpartner ihrerseits berührten sich ebenfalls nie. Einzige Berührungspunkte blieben die Hände. Ich habe nie einen dezenteren Tanzanlaß erlebt.

Es gelingt den Maya, ihre Sprache und Sitten unverändert zu bewahren und Einflüsse von außen ebenso elegant wie bestimmt von sich zu weisen. Man nehme den Maya die wenigen technischen Gegenstände – Autobusse, Fahrräder und Nähmaschinen und anderes mehr – und sie werden ihr Leben ohne merkliche Störung ruhig weiterführen. Man könnte ihre Gemeinschaft einer Hohlkugel vergleichen, die sich um ihren eigenen Mittelpunkt dreht.

Diesem Ruhen in sich selbst, verdanken wohl nicht nur die Maya, sondern alle die vielleicht vierzigtausend indianischen Gemeinschaften mit eigener Sprache, von denen einzelne nur noch einige Dutzend Seelen zählen, andere aber hunderttausend umfassen, ihren Fortbestand. Es sind gewissermaßen vierzigtausend Kugeln, die sich um ihren eigenen Mittelpunkt drehen und sich auch untereinander nicht berühren. Sie werden noch viele Generationen ihren Kreis ziehen. Diese Gewißheit ist das schönste Geschenk, das ich aus Mexiko nach Hause zurückgebracht habe.